

Samstag, 18. 9. Eventuell Exkursion

Für die Halbtagssektionen sind maximal 6, für die ganztägigen Sektionen entsprechend 12 Referate vorgesehen. Ihre Länge soll 20 Minuten nicht überschreiten. Die von den Sektionsleitern gegebenen Erläuterungen sind als Anregung gemeint, sollen jedoch nicht das Spektrum der möglichen Beiträge und Gesichtspunkte einengen.

Anmeldungen für Referate mit kurzem Resumé sind bis spätestens 1. 2. 1976 über den Verband Deutscher Kunsthistoriker, c/o Zentralinstitut für Kunstgeschichte, 8 München 2, Meiserstraße 10, einzureichen.

DER BAMBERGER DOM UND SEINE PLASTISCHE AUSSTATTUNG BIS ZUR MITTE DES 13. JAHRHUNDERTS

Bericht über das Kolloquium in Bamberg vom 8. und 9. April 1975
(Mit 5 Abbildungen)

Anlaß zu der vom Zentralinstitut für Kunstgeschichte veranstalteten Tagung boten die nunmehr abgeschlossenen Grabungen und Restaurierungsarbeiten im Bamberger Dom sowie die Dissertation von Dethard v. Winterfeld zur Baugeschichte, deren Resultate vor Ort diskutiert werden sollten.

Der erste Tag war der Architektur des Domes gewidmet. Außer der „Dombegehung“ standen 6 Referate auf dem Programm — eine (wie oft bei ähnlichen Anlässen) kaum zu verkraftende Informationsfülle, die besonders straffe Organisation verlangte. Zunächst stellte Renate Neumüllers-Klauser im Rückgriff auf die 1934 von Alexander v. Reitzenstein vorgelegte Dokumentation (Mü. Jb. f. bild. Kst. NF XI, 1934, 113—152) die Quellen zur Baugeschichte des Ekbert-Doms noch einmal zusammen und versuchte vor allem, Anhaltspunkte für den noch immer unsicheren Beginn der Bauarbeiten im 13. Jahrhundert zu gewinnen.

Die Baunachrichten zum Ekbert-Dom sind äußerst spärlich. Bis zum Jahre 1225 sagen sie nichts aus, was unmittelbar und eindeutig auf diesen Neubau zu beziehen wäre. Offenbar nahm das liturgische Leben im Dom auch nach dem Brand von 1185 ungestört seinen Fortgang: 1217 erfolgte eine Schenkung auf dem Georgsaltar, 1219 wurde „in choro maioris ecclesie“ eine Synode gehalten. Für 1225 ist eine größere Geldbewilligung durch Kaiser Friedrich II. „ad opus et utilitatem ecclesie“ überliefert. 1229 weihte Ekbert im Südarms des Querhauses einen Marienaltar; für 1231 ist die Benutzbarkeit des Westchors bezeugt. 1232 wird der erneuerte und wohl bald fertige Dom in einer Ablaßurkunde durch den Papst erwähnt, 1237 wird der Dom in Abwesenheit des Bischofs geweiht.

Da sich die überlieferten Quellen aus der Zeit vor 1225 sowohl auf den — nach dem Brand von 1185 wiederhergestellten und benutzbar gemachten — Heinrichsdom als auch auf die im Bau befindliche neue Bischofs-

kirche beziehen können, ist die Frage nach dem tatsächlichen Beginn des Domneubaus nicht schlüssig zu beantworten. Auch der Vorschlag v. Reitzensteins („nach 1217“) ist nicht überzeugend, weil das Hauptstück seiner Beweiskette, das Gundeloh-Testament, undatiert ist.

R. Neumüllers-Klauser glaubt, den Baubeginn nicht vor 1212 ansetzen zu dürfen, da der seit 1208 geächtete Ekbert bis zur Lösung von der Acht nicht über seinen persönlichen Besitz habe verfügen können. Aufgrund eines neu erarbeiteten Ekbert-Itinerars kommt sie zu folgendem Ergebnis: „Die nachweisbare auffallende Aktivität Ekberts in seinem engsten Herrschaftsbereich in den Jahren 1213/August 1217 (Beurkundungen) legt einen Beginn des Dombaus in dieser Zeit — am ehesten wohl 1213/14 — nahe“. Da jedoch nicht der Bischof, sondern das Kapitel als Bauherr der neuen Domkirche anzusehen ist, das Itinerar auch andere Zeitansätze zuläßt und da der Beginn des Domneubaus durchaus nicht von der persönlichen Gegenwart Ekberts abhing, wird auch diese Argumentation nicht unbestritten bleiben können.

In der Diskussion wurde noch einmal ausdrücklich darauf hingewiesen, daß die Nachricht aus dem Jahre 1217 ideell und materiell auf den Georgsaltar zu beziehen sei, also die Benutzbarkeit dieses Altars voraussetze. Fraglich bleibe dennoch — auch bei dem supponierten Baubeginn von 1213/14 —, ob es sich dabei noch um den alten Altar im Ostchor des Heinrichsdoms oder bereits um den im 13. Jahrhundert erneuerten handele. Die Synode von 1219 fand nach Neumüllers-Klauser im Westchor des (Heinrichs- oder Ekbert-) Doms statt; v. Reitzenstein schloß aus der „Beiseitlassung des sonst niemals fehlenden Chorpatrons“ (1934, 129), daß damals offenbar nur ein Chor zur Verfügung gestanden habe, so daß in dieser Quelle ein erster Hinweis auf einen damals bereits im Gang befindlichen Dom-Neubau gesehen werden könne.

Unmittelbar auf diesen (Neu-) Bau wäre nach Neumüllers-Klauser jedenfalls die Urkunde aus dem Jahre 1225 zu beziehen: nicht nur aufgrund der Formulierung „ad opus et utilitatem ecclesie“ (muß allerdings mit „ecclesia“ unbedingt der Bau selbst gemeint sein?), sondern vor allem auch wegen der ungewöhnlich hohen Zahlungsverfügungen, die allein schon die Neubaukosten gedeckt haben würden. Dem wurde entgegengehalten, daß vom Wortlaut der Quelle her nicht mit Sicherheit entschieden werden könne, ob diese Nachricht noch den Heinrichs- oder schon den Ekbert-Dom beträfe, was streng genommen selbst noch für die Weihenachricht von 1229 gelten könne. Dennoch scheint es angezeigt, beide Quellen im Lichte der Weihenachricht von 1237 zu sehen und daher auf den Neubau des 13. Jahrhunderts zu beziehen.

In der Urkunde von 1229 sind *extractio*, *consecratio* und *dotatio* des Marienaltars auseinandergelassen. Das dürfte die Benutzbarkeit des Altars voraussetzen und scheint daher darauf hinzudeuten, daß 1229 das

Südquerhaus des Neubaus, wenn nicht in allen Teilen vollendet, so doch sehr wahrscheinlich bereits unter Dach war. Für das zügige Fortschreiten der Bauarbeiten in diesen Jahren dürfte auch die Schenkungsurkunde von 1231 sprechen. Die Quelle scheint vorauszusetzen, daß der Westchor des Neubaus 1231 einen (geweihten?) Altar hatte, möglicherweise auch schon eingedeckt war. Auffallend ist, daß diese Schenkung an den Hl. Georg (und die Hl. Kunigunde) nicht im Georgen-, sondern im Peterschor vollzogen wird — für v. Reitzenstein ein sicheres Indiz dafür, daß der „chorus S. Georgii damals nicht parat gewesen ist“. 1232 wird in einer Ablassurkunde Gregors IX (die übrigens nicht zu Spenden für den Bau aufruft) die Weihe des „wiederaufgebauten“ Domes angekündigt: das Ende der Arbeiten ist also wohl zu diesem Zeitpunkt bereits abzusehen — Neumüllers-Klauser schlug vor, an das Jahr 1233 zu denken — verzögert sich dann aber aus unbekanntem Gründen um weitere 5 Jahre bis zur Weihe am 6. Mai 1237.

Die Ausgrabungen im Dom zu Bamberg (1969—72) — über die Walter Sage berichtete — haben den Vorgängerbau des Ekbert-Doms, den 1012 geweihten Heinrichsdom, in den wesentlichen Grundzügen sichern können (*Abb. A*). Es handelte sich um eine dreischiffige, doppelchörige Säulen- oder Pfeilerbasilika mit ausladendem Querhaus und anschließendem, tiefen Hauptchor im Westen. Beide Chöre erhoben sich über Krypten, der Ostchor war von Türmen flankiert, von denen aus Treppen zur Krypta hinabgeführt haben könnten. Der Ostabschluß (Seitenschiffabsidiolen in der Krypta?) ist nicht vollends gesichert, während die Erweiterung der Ostkrypta (in deren Mittelachse der erhaltene Brunnen stand) nach Westen unter Bischof Otto I. (1103—29) sich sehr genau abzeichnet: die erhaltenen Stuckkapitelle in der Westwand sind sicherlich mit der Nachricht zu verbinden, daß Otto I. „columnas gypseo opere ornavit, chorum s. Georgii exaltavit“. Auffallend ist, daß die Zugänge zu dieser Krypta — rechtwinklig aufeinander zugeführt aus Mittelschiff und Seitenschiffen — offenbar für die Kryptenzugänge des 13. Jahrhunderts vorbildlich gewesen sind.

Für Ostportale in den Türmen (vgl. Sankt Jakob in Bamberg und den Ekbert-Dom) konnten keine Anhaltspunkte gewonnen werden. Auch von dem urkundlich bezeugten Atrium „ante ecclesiam“ haben sich keine Spuren finden lassen. Unsicher bleibt schließlich, ob an den Ostwänden des Querhauses Apsiden gesessen haben, wie z. B. in Sankt Jakob, das in seiner offensichtlich engen Anlehnung an den Heinrichsdom immer noch eine Vorstellung dieser verlorenen Anlage vermitteln kann.

Im Blick auf die Baugeschichte des Ekbert-Doms sind vor allem zwei Ergebnisse des Grabungsbefundes (dessen Publikation Walter Sage vorbereitet) hervorzuheben: 1. Es hat sich eindeutig nachweisen lassen, daß der Heinrichsdom nach dem Brand von 1185 weiter im Gebrauch war. An verschiedenen Stellen (z. B. unter dem Triumphbogen) sind die Brandschä-

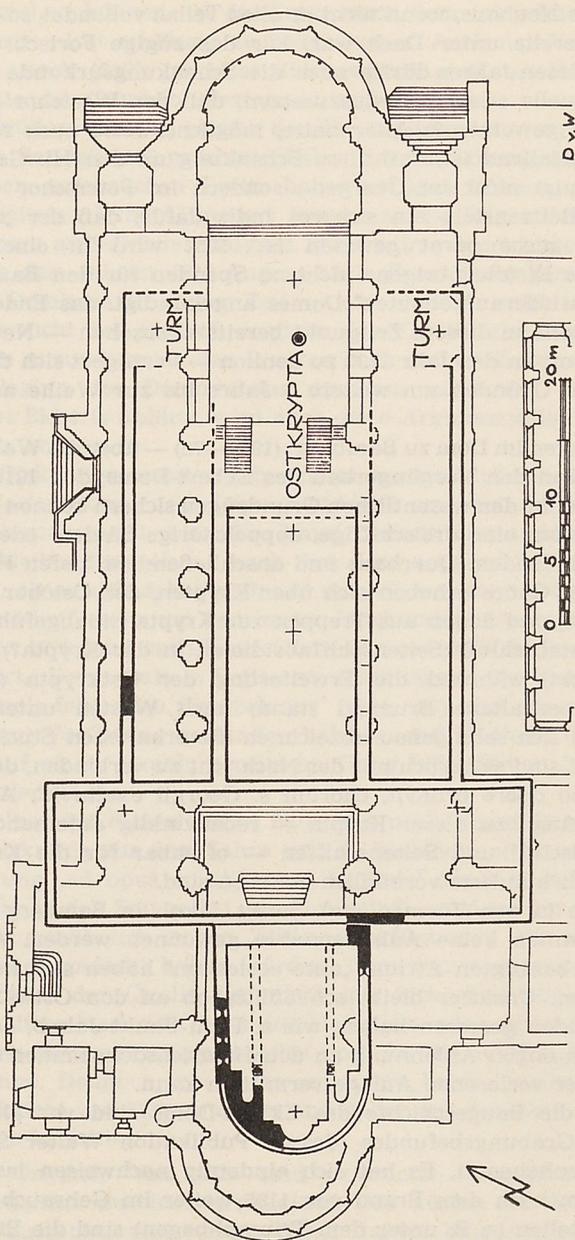


Abb. A Bamberg, Dom, Grundriß mit Rekonstruktion des Vorgängerbaus (nach D. v. Winterfeld 1972, S. 202)

den mit einem Mörtelstrich abgedeckt, der offensichtlich längere Zeit benutzt worden ist und übrigens anzeigt, daß damals die westlichen Zugänge zur Ostkrypta aufgegeben wurden. 2. Die Lage des Heinrichsdoms (in Ausrichtung des späteren, mit leichter Parallelverschiebung nach Süden) ließ ohne weiteres zu, daß dieser Bau in Teilen weiter benutzt werden konnte, während um ihn herum der größere Dom-Neubau des 13. Jahrhunderts aufwuchs.

Mit der Baugeschichte dieser Anlage befaßte sich Dethard v. Winterfeld, wobei er im wesentlichen die Ergebnisse seiner Dissertation referierte (D. v. Winterfeld, Untersuchungen zur Baugeschichte des Bamberger Domes. Phil. Diss. Bonn 1969, Teildruck 1972). Nach seiner überaus detaillierten Analyse ist der Bauverlauf in 10 dicht aufeinanderfolgende Abschnitte zu zergliedern, in denen (unter mehreren Planänderungen zügig von Ost nach West fortschreitend) die ganze aufrecht stehende Anlage entstanden sei. Die grundlegende Bedeutung dieser Bauanalyse, auch für die Themen des zweiten Tages, läßt eine eingehendere Würdigung ihrer Ergebnisse gerechtfertigt erscheinen.

Man begann den Neubau mit der Ostkrypta (*Abb. 1*), die nach v. Winterfeld (gegen Verheyen) trotz offensichtlicher Planänderungen einschließlich ihrer vierteiligen Kreuzrippengewölbe als einheitlich anzusehen ist. Da die Umfassungsmauern der Krypta über das Fußbodenniveau des Langhauses hinausragen und mit den Diensten für die Seitenschiffgewölbe im Verband stehen, müssen in dieser ersten Bauphase die gesamten Ostteile einschließlich der östlichen Langhausarkaden in ihren Grunddispositionen festgelegt haben: zwischen den Türmen plante man ein schmales Chorjoch, auf das sich die eingezogene, halbrunde Apsis öffnet. An diese gewölbten Teile sollte sich dann ein im Mittelschiff flachgedecktes Langhaus anschließen.

Nach diesem Plan werden die Ostteile einschließlich der Schranken- und der Seitenschiffaußenmauern bis zum dritten Joch angelegt, doch ändert sich die Konzeption im Aufgehenden: mit dem Fenstergeschoß wird der halbkreisförmige Grundriß der Apsis aufgegeben und das Mauerwerk am Außenbau polygonal weitergeführt (*Abb. 2*). Zu klären bliebe in diesem Zusammenhang allerdings noch, ob das Kranzgesims der Ostapsis noch das ursprüngliche ist und ob die seitlich der Zwerggalerie an den Turmostenden deutlich sichtbaren Abarbeitungen möglicherweise mit einem älteren Dachanlauf in Verbindung zu bringen sind.) Als man im östlichen Chorjoch die Kämpferzone des Gewölbes erreicht hat, entschließt man sich, nicht nur das schmale Joch zwischen den Türmen, sondern den ganzen Ostchor zu überwölben (Noacks Annahme urspr. geplanter Tonnengewölbe wird als Mißdeutung des Baubefunds zurückgewiesen). Zwei nahezu quadratische, sechsteilige Gewölbe sollen die ganze Chorlänge überspannen. Ausgeführt wird nach diesem Plan nur das Gewölbe des öst-

lichen Chorjochs, und zwar sehr wahrscheinlich unmittelbar im Anschluß an die Vollendung der Ostapsis. Zu diesen Bauvorgängen rechnet v. Winterfeld (der Steinmetzzeichen wegen) auch das dritte Pfeilerpaar von Osten, den Abschluß der Schrankenmauern und die Gewölbe der beiden östlichen Seitenschiffjoche.

Völlig neue Steinmetzzeichen, ausschließlich glattgeflächtes Steinmaterial und ein sich deutlich gegen den älteren Bestand absetzendes Formenrepertoire kennzeichnen die nun folgende Etappe, die in mehrfacher Hinsicht besonderes Interesse verdient. Denn in diesem Bauabschnitt wird nach v. Winterfeld der alte Flachdeckenplan für das Mittelschiff zugunsten einer vollständigen Einwölbung mit vierteiligen Rippengewölben aufgegeben und mit deren Ausführung im westlichen Chorjoch des Georgenchors begonnen. Zur Vorbereitung dieser im gebundenen System konzipierten Wölbung führt man eine neue Pfeilerform (mit Eckdiensten) ein, errichtet im gleichen Bauvorgang die Seitenschiffaußenmauern des Mittelabschnitts und dabei auch das Fürstenportal.

Dieses Portal (*Abb. 3*) ist — wie schon Werner Noack erkannte — im Verband mit den Seitenschiffmauern versetzt (was an der Ostseite sicher, an der Westseite nicht ganz so eindeutig zu erkennen ist); die Entstehungszeit des Portals ist daher jedenfalls relativ genau einzugrenzen. Besonders hervorzuheben ist (gegen Wilhelm Boeck), daß auch der figürliche Schmuck des Fürstenportals in diesen Bauzusammenhang gehört, also nicht später eingefügt wurde. Das gilt nach den Beobachtungen v. Winterfelds für die Gewändefiguren mit ihren tief einbindenden Zapfen ebenso wie für das Tympanon, das einen größeren Halbmesser hat als die beiden Bogenöffnungen, zwischen die es eingelassen ist. Nirgends sind Spuren mittelalterlicher Veränderungen auszumachen, so daß die Annahme einer nachträglichen Versetzung des Gerichtstympanons im Befund keine Stütze findet. Auch eine Überarbeitung in situ, die zum endgültigen Zustand geführt haben könnte, ist aus mehreren Gründen, u. a. auch wegen des Ueberhangs der inneren Archivoltbögen, sehr unwahrscheinlich. Da 1229 bereits der Bau des südlichen Querhausflügels weit fortgeschritten sein muß, kommt man angesichts des schlüssig nachgewiesenen Bauverlaufs (von Ost nach West) kaum umhin, das Fürstenportal in die Zeit um 1225 oder kurz danach zu datieren.

Erst fünf Jahre später sind nach v. Winterfeld die Georgenchorschranken vollendet worden. Das Mauerwerk ist — wie gegen Verheyen festzuhalten bleibt — im wesentlichen gleichzeitig mit den Chorpfeilern aufgeführt worden. D. v. Winterfeld vermutet, daß man zuerst („um 1220“) die Reliefplatten der Südseite versetzt habe. Die Nordseite sei jedoch erst um 1229 oder noch später fertiggestellt worden. Das müsse man jedenfalls annehmen, da die Kleeblattbögen der Nordschranken „auf einen Zusammenhang mit Bauteilen westlich des Langhauses bzw. die damit zeitgleichen

Obergeschosse der Osttürme“ deuteten. Als Grund für diese Verzögerung vermutet v. Winterfeld, daß „selbst als der letzte Schrankenabschnitt errichtet wurde“, offenbar die sechs Prophetenreliefs des zweiten und dritten Jochs [noch nicht fertig] gewesen seien. Diese Argumentation scheint dem Ref. keineswegs zwingend, da erstens die Versetzung der Platten keinen sicheren Rückschluß auf den Zeitpunkt ihrer Fertigstellung erlaubt und da zweitens — wie allein die Michaelskapelle in Ebrach zeigt — die Einzelformen der nördlichen Schrankenarkaden auch schon lange vor der Errichtung der Westteile des Ekbert-Doms in Bamberg bekannt sein konnten. Andererseits ist die Verwandtschaft zu den jüngeren Teilen des Doms gar nicht so eng (man vergleiche z. B. nur die Arkadenprofile), als daß andere Möglichkeiten ausgeschlossen werden müßten. Da der Befund keineswegs zur Annahme getrennter Versetzungsvorgänge zwingt, wird man eine Datierung der nördlichen Chorschrankenreliefs in die Zeit nach 1225 (also nach dem Gerichtstympanon und möglicherweise 10 Jahre nach den Reliefs der Südseite) kaum für gesichert halten wollen.

Um 1227 muß nach v. Winterfeld (Rückschluß aufgrund der für 1229 überlieferten Marienaltarweihe) ein Brand die damals bereits ausgeführten Dachstühle der Ostapsis, der Osttürme (hier wohl auch die Zwischendecken) und der Seitenschiffe vernichtet haben. Brandspuren sind dort überall festzustellen, in den Seitenschiffen bis ins 8. Joch, außen am Obergaden bis zum zweiten der vermauerten Fenster im Osten. Der Bau war also bis zum westlichen Langhausjoch gediehen, als der Brand ausbrach. Man hatte die Mittelschiffstützen gemäß der bereits im westlichen Joch des Georgenchors verwirklichten Gewölbekonzeption (gebundenes System) angelegt und daher jeden zweiten Pfeiler mit einer Vorlage versehen, die zur Aufnahme der Gurte und Rippen des Mittelschiffgewölbes bestimmt war. Nach dem Brand — so v. Winterfeld — ließ man nun diese im Verband mit der Obergadenwand aufgeführten Vorlagen zunächst funktionslos enden, ordnete über ihnen Fenster an und kehrte damit noch einmal zu dem alten Flachdeckenplan für das Mittelschiff zurück. Überzeugende Gründe für diesen höchst merkwürdigen Vorgang ließen sich nicht beibringen. Die — auch beim Kolloquium — immer wieder beschworenen Anlehnungen des Ekbert-Doms an den Vorgängerbau scheinen vor allem durch den Wunsch des Domkapitels veranlaßt gewesen zu sein, auch in dem neuen Gotteshaus die alten liturgischen Gewohnheiten beizubehalten. Diese liturgischen Erfordernisse haben sicher die Grundrißdispositionen mitbestimmt, sie dürften m. E. jedoch kaum für die endgültige Aufrüßgestaltung verantwortlich zu machen sein. Durch die Grabungen eindeutig widerlegt ist jedenfalls die alte Ansicht (vgl. Dehio, Noack), derzufolge sich im Ekbert-Dom Reste des Vorgängerbaus erhalten hätten, die für die widersprüchliche Arkaden- und Obergadengliederung verantwortlich zu machen wären.

Bald nach der Behebung der Brandschäden ist dann das Langhaus voll-

endet worden. Gleichzeitig setzt der Bau der Westteile mit ausladendem Querhaus, dem von Türmen flankierten querolongen Chorjoch und der zunächst runden, dann polygonal gebrochenen Apsis ein. Man beginnt — nach v. Winterfeld — mit den Querhausostwänden, fährt im südlichen Querhausflügel (einschließlich der unteren Teile des Südturms) fort und scheint dann den Westchor und den Nordquerarm mit dem Veitsportal in parallelen Arbeitsgängen aufgeführt zu haben („ca. 1227—1232/33“). Im Chorjoch taucht damals ein neues Vorlagensystem (gebündelte Dienste) auf, das — den schräggestellten Diensten nach zu urteilen — statt der ausgeführten vierteiligen zunächst wohl ein sechsteiliges Gewölbe aufnehmen sollte. Die Apsis erhält nun ebenfalls Rippengewölbe, in deren Lunettenzone hochsitzende Fenster eingelassen sind. Außen war ursprünglich jede Seite des Polygons von einem Dreiecksgiebel bekrönt.

Der Entschluß, auch im Westen Chorflankentürme zu errichten, hatte — wie v. Winterfeld annimmt — Veränderungen an den Ostteilen zur Folge. Die Türme wurden nach seiner Auffassung erst im Anschluß an diese Konzeption durch Zwischenmauern mit dem Obergaden und dem Ostgiebel verbunden, dann — nachdem ihre oberen Schallöffnungen durch Mittelstützen verstärkt worden waren — um zwei Geschosse aufgestockt und mit Giebeln und Rautendächern abgeschlossen (vgl. dagegen W. Noack).

Zuletzt (1232—1237) wurden die Westtürme vollendet. Nach einem ersten Plan, dem „Säulenumgangsprojekt“ (vgl. bereits Georg Dehio), sollten ihre drei oberen, über achteckigem Grundriß aufgeführten Freigeschosse von umlaufenden Säulengalerien umgeben werden, die sich an den Ecken mit oktogonalen Tabernakeltürmchen verschnitten hätten (vgl. die Rekonstruktion von Urs Boeck). Doch kam dieses aufwendige Projekt über die Anfänge am Nordturm nicht hinaus. Es ist sehr bald zugunsten eines zweiten Planes aufgegeben worden, nach dem dann — v. Winterfeld zufolge — das vierte und das fünfte Geschöß des Nordturms und die drei oberen Geschosse des Südturms ausgeführt wurden. Bis zu den vereinheitlichenden Bekrönungen des 18. Jahrhunderts (1766) waren diese Türme — reicher und höher als die östlichen — von achtseitigen Spitzhelmen bekrönt, die über vier kleine, entsprechend gebildete Eckhelme hoch hinausragten. D. v. Winterfeld nimmt an, daß dieser letzte Bauabschnitt „wohl in der Weihe von 1237 im wesentlichen seinen Abschluß“ fand.

Bis heute ist die mittelalterliche Bausubstanz des Bamberger Doms im wesentlichen unverändert erhalten geblieben. Die bedeutendsten Eingriffe sind rasch genannt: Neugestaltung der Aufgänge zu den Chören; Erneuerung der Bedachung, dabei erhebliche Verstärkung der Traufgesimse, Vereinheitlichung der Turmhelme (18. Jh.); historisierende Restaurierung unter Ludwig I. mit dem Ziel, den mittelalterlichen Dom in seinem vermeintlichen Urzustand wiedererstehen zu lassen (Steinsichtigkeit!), wobei die nachmittelalterliche Ausstattung und die alte Ausmalung verlorengingen

und der Ostgiebel seine endgültige Gestalt erhielt (—1837). 1969—1973: Neuordnung des Inneren. Neugestaltung des östlichen Choraufgangs, wobei jedoch auf eine genaue Wiederherstellung des Urzustandes verzichtet werden mußte.

Im Zuge dieser jüngsten Restaurierungsarbeiten hat R. Harzenetter Untersuchungen zur ursprünglichen Raumfarbigkeit des Bamberger Domes durchgeführt, deren Ergebnisse Walter Haas vortrug. Danach waren alle Architekturteile des Ekbert-Doms von Anfang an farbig gefaßt. Ein kräftiger Rosa-Farbtön überzog alle Wände und Gewölbeflächen — mit Ausnahme der Ostapsis. Davon hoben sich im Mittelschiff und im Querhaus die elfenbeinweiß gefaßten Fensterrosen, Gewölberippen, Gurte und Schildbogen ab, ferner das Grau der Säulen, Kämpfer, Wulste (in den Arkaden) und Schlußsteine und schließlich die ockerfarbigen Kapitelle und Konsolen. Die Seitenschiffe hatten — im Gegensatz zum Mittelschiff — graue Gewölberippen, deren Scheitel weiß, und weiße Gurte, deren Scheitel grau abgesetzt waren. Zur Differenzierung der Architekturglieder dienten demnach alternierende Farbtönungen, die jedoch ohne exakte Systematik durchgeführt worden sind. So bedeckte zum Beispiel bei den Pfeilervorlagen an den Seitenschiffaußenwänden das Rosa der Wand auch noch die Flanken der Vorlage. Besondere Schwerpunkte setzten offenbar die kräftigen Ockertöne auf Kapitellen und Konsolen. Wie die Sockelzone behandelt worden ist, läßt sich nicht mehr feststellen, da hier keine Farbreste mehr erhalten sind.

Eine Sonderstellung nahm offensichtlich der Westchor ein. Zwar waren auch hier die Wände, Gewölbeflächen, selbst die Gewölberippen und die Gurtbogen rosafarben. Doch war auf diesen einheitlichen Grundton nun eine besonders reiche Gliederung gemalt: gegen ein Fugennetz, das Wände, Fensterleibungen und die Wangen der Gewölberippen überzog, waren die Gewölbekappen und die Stirnseiten der Rippen durch ihre ornamentale Musterung abgesetzt, die sich unter der zum Teil recht freien Erneuerung des 19. Jahrhunderts erhalten hat. Noch prunkvoller ist das erste Fenstergewände der Südseite ausgemalt. Es ist darin ebenso wenig in das übliche Schema der Architekturfassung einzuordnen wie die erhaltenen Malereifragmente auf den südlichen Schranken des Peters- und des Georgenchores. Als merkwürdige Akzente der Gewölbeausmalung seien schließlich Reste figürlicher Darstellungen (Köpfe und Drollerien) genannt, die offenbar als „Camouflage“ für Seildurchlässe (o. ä.) in den Gewölbekappen dienten.

Der Fülle gesicherter Erkenntnisse, die durch Grabungen und die weitgehende Klärung des Baubefundes gewonnen wurde, stehen die zahlreichen noch ungelösten kunsthistorischen Fragen zur Architektur des Bamberger Domes gegenüber. Drei Schwerpunkte lassen sich herauskristallisieren: 1. Das Problem der architekturgeschichtlichen Einordnung der Ost-

teile, wobei Apsis und Krypta einschließlich der Bauzier gesondert zu behandeln wären. 2. Die Frage der nordfranzösischen Einflüsse (hier sind Architektur und Plastik zu trennen) und 3. Das Verhältnis Bamberg—Ebrach.

D. v. Winterfeld hat zu diesen Fragestellungen die verschiedensten Lösungsvorschläge angeboten. Es scheint indessen, daß weitere Einzeluntersuchungen hier noch zu konkreteren Ergebnissen führen könnten. Sein — auf Volker Kahmen zurückgehender — Vorschlag, in den Kreis der Bauten, durch welche die Gestaltung der Ostteile entscheidend mitgeprägt worden ist, auch die Apsis des Bonner Münsters miteinzubeziehen, fand bei den Teilnehmern des Kolloquiums nur wenig Zustimmung. Gerade auch angesichts der Bauzier erscheint Dehios Hinweis auf „die oberrheinische Gruppe polygonaler Chöre“ in der Tat gewichtiger.

Auf nordfranzösische Vorbilder werden seit langem die Freigeschosse der Westtürme zurückgeführt, deren „kunsthistorische Stellung“ der Beitrag Peter Kurmanns umriß. Kurmann datiert den Ausbau der Freigeschosse mit v. Winterfeld in die Zeit zwischen 1232 und 1237. Es sei daher schon aus bauchronologischen Gründen die Frage zu stellen, „ob zwischen der Gestalt der Westtürme und der jüngeren Bamberger Bildhauerwerkstatt wirklich ein so enger Zusammenhang besteht, wie ihn die Forschung immer wieder vertreten hat“. Gänzlich hypothetisch sei jedenfalls die — auch von v. Winterfeld angenommene — Vorbildlichkeit des Reimser Südquerhausturms für Bamberg, da in Reims der ursprüngliche Bestand an der entscheidenden Stelle im 19. Jahrhundert zerstört wurde und nicht mehr sicher zu rekonstruieren ist.

Der erste Plan — das Säulenumgangsprojekt — ist von Urs Boeck zeichnerisch rekonstruiert und mit dem Westturm der Kathedrale von Lausanne in Verbindung gebracht worden. Kurmann betonte die Eigenständigkeit Laannes gegenüber Laon und verwies auf Ähnlichkeiten mit dem Turm von Saint-Jacques in Tournai („vielleicht erst gegen 1230“), die es ihm notwendig erscheinen lassen, Lausanne in einem größeren Zusammenhang zu sehen. Auch für Bamberg dürften nach Kurmann solche übergreifenden Zusammenhänge entscheidender gewesen sein, als etwa direkt aus Lausanne bezogene Anregungen.

Im Rückgriff auf einen bereits von H. Meyer gezogenen Vergleich stellte Kurmann die Ähnlichkeit der Fassade der Stiftskirche in Mantes mit dem Bamberger Säulenumgangsprojekt heraus. Die ursprünglich nur die Türme umgreifende Galerie in Mantes sei als „Weiterführung des den Türmen von Laon innewohnenden Prinzips der diaphanen Mehrschichtigkeit“ zu verstehen und könne (gegen Jean Bony) in die frühen dreißiger Jahre und somit in die Zeit kurz vor den Bamberger Westtürmen datiert werden. Als in Bamberg der von Mantes inspirierte Plan aufgegeben worden sei, habe man sich der ihm zugrundeliegenden Konzeption von Laon

zugewandt: die zweite, ausgeführte Planung der Bamberger Westtürme nehme die Gestalt des Westturms am Südquerhaus der Kathedrale von Laon wieder auf (so schon Artur Weese 1897, 13). Diese „tour de l'horloge“, bislang einhellig „um 1230“ angesetzt, könnte nach Kurmann auch schon in den zwanziger Jahren entstanden sein. Man könne die Bamberger Zweitplanung als einen von Laon direkt ausgehenden neuen Impuls verstehen, „man kann sie aber auch“ — so Kurmann weiter — „auf das von der jüngeren Bildhauerwerkstatt geschaffene Turmmodell auf dem Baldachin der Maria zurückführen“ (vgl. dazu bereits W. Noack 1914). Daß man modellartige Kleinarchitekturen hier und da in monumentalen Maßstab übertragen habe, bewiesen die Dome von Magdeburg und Meißen. So habe der Baldachin über der Naumburger Gega den kleinen Flankentürmen an den Querhausostgiebeln des Magdeburger Domes zum Vorbild gedient, während sich der Baldachin über dem Konrad in Naumburg auf dem Südquerhauses des Domes in Meißen wiederfände. Es ist indessen mehr als fraglich, ob man sich in Magdeburg und Meißen tatsächlich unmittelbar an die Naumburger Baldachine hielt. Mir scheinen gerade diese Beispiele — wie auch die Bamberger Parallele — eher darauf hinzudeuten, daß man bei der Gestaltung der Baldachine z. T. die gleichen Anregungen, Vorbilder oder sogar Vorlagen verarbeitet hat, wie bei der Lösung der architektonischen Aufgaben.

Das Verhältnis Bamberg—Ebrach ist nicht leicht zu beurteilen, da die entscheidenden Partien der Ebracher Klosterkirche nur annäherungsweise zu datieren sind. Den Bauuntersuchungen Wolfgang Wiemers zufolge begann man nach der Grundsteinlegung (1200) mit dem Bau der Michaelskapelle am Nordende des Querhauses (Abb. 4), vollendete dann zunächst die Ostteile und führte danach den Bau nach Westen fort. Die Schlußweihe fand in den achtziger Jahren des 13. Jahrhunderts statt (1282/85). Wegen der entscheidenden Bedeutung dieser Anlage, sowohl im Hinblick auf die Beurteilung der Westteile des Bamberger Doms als auch für die Frage der frühesten Gotikrezeption in Deutschland, ist die genaue Datierung der einzelnen Bauabschnitte besonders wichtig. Sicher überliefert sind die Grundsteinlegung (1200) sowie die Weihe von drei Altären in der Michaelskapelle am 25. 8. 1207. Es folgen im Bauverlauf die beiden Kapellen des Nord-Querarms (Weihe 1211), dann die Chorumgangskapellen, die nach den überlieferten Weihedaten 1221 fertiggestellt gewesen sein müssen, und schließlich die beiden 1239 geweihten Kapellen des Nordquerhauses.

Aufgrund der von Wiemer zusammengestellten Steinmetzzeichen wird man sich von dem Bauverlauf im einzelnen folgendes Bild machen dürfen: die erste Gruppe errichtet die Michaelskapelle sowie die Umfassungsmauern der nördlichen und der östlichen Umgangskapellen. Die Weihedaten erlauben eine zeitliche Eingrenzung der Tätigkeit dieser Gruppe

zwischen 1200 und 1211. Ob die erste Gruppe die Michaelskapelle tatsächlich in allen Teilen vollendet hat (wie Wiemer glaubt), erscheint m. E. allein angesichts der Einzelform des einwandfrei im Mauerverband der Ostwand sitzenden Rosenfensters zumindest fraglich (vgl. Auxerre, Paris sowie Bamberg, Nagelkapelle). Zu klären wäre, ob das Maßwerk erst später eingesetzt worden ist; überhaupt wäre eine eingehendere, vor allem auch in der Stilanalyse über Wiemer hinausgehende Bauuntersuchung wünschenswert.

Die zweite Gruppe muß die 1218 und 1221 geweihten Kapellen vollendet und die Hochwand des Umgangs, schließlich die Südquerhauskapellen bis auf die Gewölbe aufgeführt haben. Das Weihedatum für die Nordquerhauskapellen (1211) ergibt einen terminus post quem für diese Gruppe. Die dritte Gruppe scheint den Hochchor einschließlich des Rosenfensters vollendet, das Querhaus fortgeführt und das Langhaus begonnen zu haben. Ihr ist auch die Einwölbung der beiden 1239 geweihten Kapellen am Südquerhaus zuzuschreiben. Sie muß also irgendwann zwischen 1221 und 1239 gearbeitet haben — ob bzw. wie lange darüber hinaus, ist allein aufgrund der historischen Überlieferung und der Steinmetzzeichen ebenso wenig zu entscheiden wie die Frage, wann diese Gruppe mit ihrer Arbeit in Ebrach tatsächlich begann. Der Versuch v. Winterfelds, diesen Termin „gegen 1233, sicher aber nicht vor 1229“ festzulegen, ist nicht überzeugend. Ungewiß ist auch, wie weit 1239 der Bau der Ostteile gediehen war. Es kann einstweilen nicht einmal ausgeschlossen werden, daß dieses Datum bereits den Abschluß der Arbeiten an den Ostteilen der Ebracher Klosterkirche markiert. Diese Unsicherheiten lassen das zeitliche Verhältnis der vergleichbaren Einzelformen in Bamberg und Ebrach zueinander also keineswegs als geklärt erscheinen.

Wie wichtig zur Lösung dieser zahlreichen noch offenen Fragen eingehende und auf möglichst breite Grundlage gestellte Stilvergleiche sind, machten die Ausführungen Wilhelm Schlinks über die Beziehungen der Westteile des Bamberger Doms zu den östlichen Partien der Ebracher Klosterkirche deutlich. Daß zwischen diesen beiden Bauten direkte Verbindungen bestanden haben, zeigt sich für Schlink nicht im Architektur-„System“, sondern vor allem in Details: 1. den beiden Rosenfenstern des Bamberger Querhauses, deren Dispositionen und Machart im Rosenfenster des Chores der Ebracher Abteikirche wiederkehren, und zwar — wie Schlink annimmt — „in eben dieser Reihenfolge“; 2. dem Mehrpaß-Maßwerkfenster in der Ostwand der Michaelskapelle, das in der Ostwand des Bamberger Kapitelsaales (Nagelkapelle) eine kaum veränderte Wiederholung fand; 3. dem Konsolfries unter dem Dachansatz der Michaelskapelle, der in derselben ungewöhnlichen Form am Bamberger Westchor zur Anwendung kam, und 4. in einigen Kapitellformen: a) dem Knospenkapitell, das freilich als „frühgotisches Allerweltskapitell“ kaum zum Beweis enger Beziehungen dienen könne, b) dem nackten Kelchkapitell, das in

Bamberg (nordwestlicher Vierungspfeiler) wohl direkt von Ebrach (Ostteile der Michaelskapelle, Katharinenkapelle) übernommen worden sei, c) dem „Diamantstiel-Halbpalmettenkapitell“ mit dem charakteristischen Gehänge unter dem Abakus, das in Ebrach nur in der Sockelarkatur der Michaelskapelle und in Bamberg an den westlichen Chorschranken, der Blendarkatur der Westapsis sowie am Veitsportal vorkomme. Dieses Portal weise überhaupt in allen Merkmalen mehr oder weniger genaue Entsprechungen zu Ebrach auf.

Man sei also offenbar in Bamberg über das Ebracher Baugeschehen orientiert gewesen. Bei der genaueren Bestimmung des Umfangs der Ebracher Einflußnahme auf die Gestaltung der Westteile des Bamberger Doms müsse indessen sehr vorsichtig verfahren werden (vgl. dagegen v. a. W. Noack). Zu bedenken sei, daß viele der — beiden Bauten gemeinsamen — Einzelformen (z. B. der Gliederungsreichtum der Wölbung, kämpferlos umlaufende Blendbogenleibungen, Knospenskapitelle, Schaftringe etc.) zum allgemeinsten Formengut deutscher Architektur um 1220/30 gehörten, bzw. bereits in den Ostpartien des Bamberger Doms vorgeformt gewesen seien. Daß das System der Ebracher Michaelskapelle dem Architekten des Bamberger Westchors „doch nur bedingt präsent war“, zeige sich beispielsweise in der Kämpferzone der Gewölbe. Man wundere sich, daß der Bamberger nach der Planänderung zugunsten zweier queroblanger Gewölbe den Schildbogendiensten nicht durch eine Mauerstufe in Kämpferhöhe eine Auflage geschaffen habe. So sei es in der Michaelskapelle vorgegeben gewesen und dann in der Apsis und an der Nordwand des Bamberger Westchors sozusagen neu erfunden worden. Aus all diesen Beobachtungen müsse der Schluß gezogen werden, daß „aufs richtige Maß zurückgeschraubt, . . . die Beziehungen zwischen Bamberg und Ebrach nicht wesentlich enger (gewesen seien) als die zwischen benachbarten zeitgleichen Großbauten sonst“.

Man wird sich m. E. gleichwohl zu fragen haben, ob die zum Teil so außerordentlich enge Verwandtschaft der vergleichbaren Einzelformen — die zudem, wie z. B. die charakteristischen Rosenfenster, in dieser Landschaft völlig vereinzelt dastehen — durch diese These wirklich befriedigend erklärt ist, oder ob hier nicht doch engere Beziehungen anzunehmen sind. Freilich: von der gewohnten Vorstellung einer „Ebracher Hütte“ (vgl. vor allem Hermann Giesau und W. Noack), die geschlossen zur Vollendung des Bamberger Doms herangezogen worden wäre, muß man zweifellos abrücken.

Auch die Annahme einer ausschließlich aus kunstfertigen Laienbrüdern zusammengesetzten Zisterzienserbauhütte läßt sich — wie Schlink gezeigt hat — nicht länger aufrechterhalten. Ordensangehörige werden zwar an den Arbeiten beteiligt gewesen sein, jedoch scheint der Bau der Klosterkirchen im wesentlichen in den Händen professioneller Steinmetzen und

Bauführer verschiedenster Provenienz gelegen zu haben. Diese konnten auch für den Weltklerus arbeiten, während den Zisterzienserklöstern selbst seit 1157 untersagt war, „monachos vel conversos artifice ad operandum saecularibus concedi“ — ein Verbot, das nach Schlink auch noch im frühen 13. Jahrhundert unverändert galt, das jedoch (wie hinzuzufügen wäre) keineswegs überall strikt eingehalten wurde. Einige jener professionellen Steinmetzen werden tatsächlich in Ebrach und in Bamberg gearbeitet haben. Darauf scheinen auch die an beiden Orten übereinstimmenden Steinmetzzeichen hinzudeuten, bei deren Auswertung indessen größte Vorsicht geboten ist. Denn die Anzahl wirklich unverwechselbarer Typen ist sehr gering und außerdem ist ungewiß, ob die Zeichen als stets gleichbleibende persönliche Erkennungsmarke zu gelten haben oder an jeder neuen Baustelle neu vergeben wurden.

Schlinks Referat schloß mit allgemeinen Bemerkungen zur frühen Gotikrezeption in Deutschland, wobei noch einmal deutlich wurde, wie vieles auch für Ebrach selbst noch offenbleibt. Sehr entschieden trat Schlink dafür ein, das Weihedatum von 1207 als Vollendungsdatum der Michaelskapelle „oder zumindest als terminus ad quem“ gelten zu lassen. Daß der Bau einheitlich und daher mit diesem Datum zu verbinden sei, gehe z. B. auch aus der engen Verzahnung der Blendarkatur des ersten Langhausjoches mit der Gurtvorlage des Vierungspfeilers hervor, die beide aus der gleichen Bauphase entstammten. Man habe also in der Michaelskapelle einen „Schlüsselbau frühgotischer Architektur in Deutschland“ zu sehen. Wie es zwischen 1200 und 1207 zu einer so vielfältigen und qualitativ hochstehenden Bauzier kommen konnte, könne jedoch nicht befriedigend beantwortet werden. Aufzugeben seien jedenfalls die Grundvorstellungen H. Giesaus, nicht nur seine Annahme einer Maulbronner Bauhütte, die von Maulbronn aus ihren frühgotischen Formen- und Gliederungsapparat nach Ebrach, Walkenried, Halberstadt, Bamberg, Magdeburg etc. weitergetragen habe, sondern v. a. auch seine These von der burgundischen Provenienz dieser frühgotischen Architekturformen. Denn es gäbe „in Burgund nichts, was dem Gliederungswesen bzw. den Zierformen von Maulbronn auch nur annähernd zum Vorbild gedient haben könnte“.

Das Verhältnis Maulbronn-Ebrach sei ebenfalls erneut zu überprüfen. Zusammenhänge bestünden zweifellos, doch sei die Datierung von Kreuzgang, Paradies und Refektorien in Maulbronn keineswegs gesichert. Wenn man mit C. W. Clasen bezweifelt, daß die am Maulbronner Konversentrakt eingemeißelte Jahreszahl 1201 die Bauzeit dieses Flügels anspricht — dessen Einzelformen ja tatsächlich mit der 1178 geweihten Klosterkirche übereinstimmen —, wäre der Weg frei für eine frühere Datierung der im Anschluß daran errichteten frühgotischen Partien: „vielleicht schon in die Zeit um 1200“, wie Schlink glaubt. Einen Hinweis auf die mögliche Provenienz des Formenapparates der Ebracher Michaelskapelle sieht Schlink



Abb. 1 Bamberg, Dom, Blick in die Ostkrypta



Abb. 2 Bamberg, Dom, Außenansicht der Ostapsis

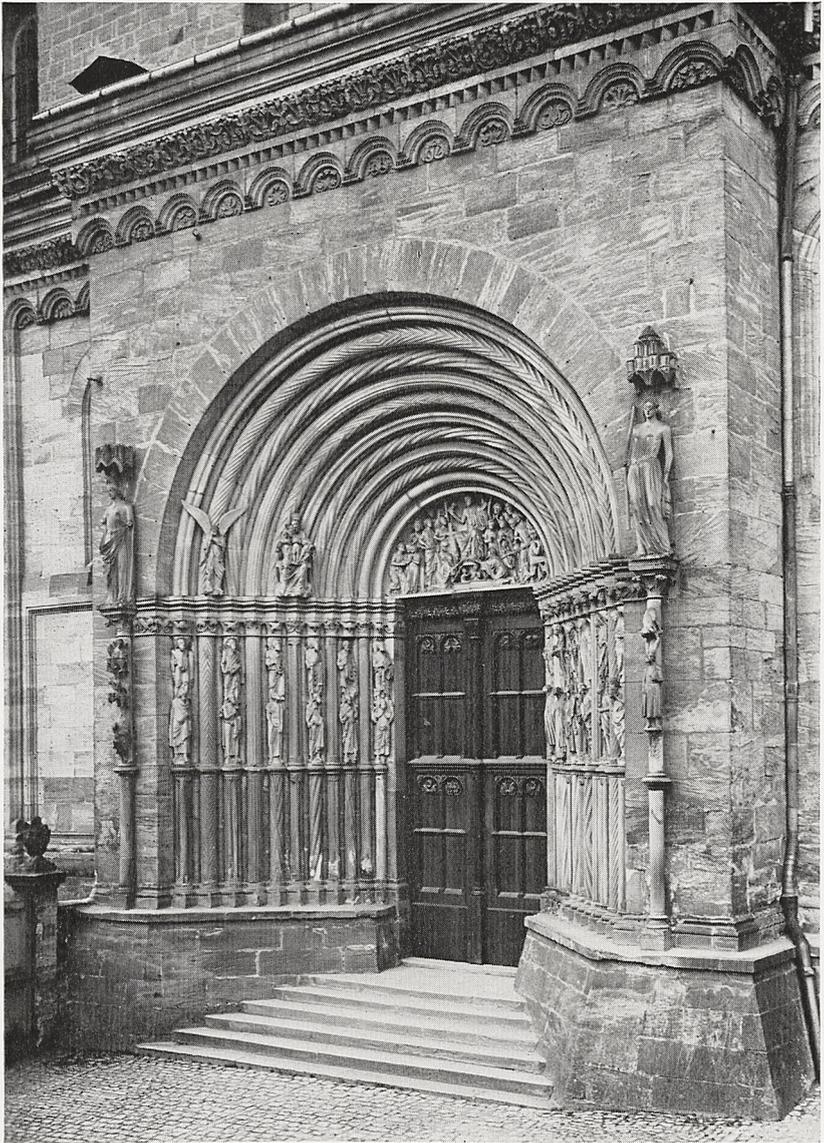


Abb. 3 Bamberg, Dom, Fürstenportal



Abb. 4 Ebrach, Klosterkirche, Innenansicht der Michaelskapelle

in der Verbreitungskarte des „Diamantstiel-Halbpalmettenkapitells“, das kurz vor und um 1200 vor allem am Mittelrhein (Aschaffenburg, Mainz, Gelnhausen, Köln) anzutreffen ist. Wenn also — so Schlink — „die Erforschung der frühgotischen Zisterzienserarchitektur Deutschlands ihren Blick nicht mehr so einseitig auf Burgund fixieren würde, dann sollte es möglich sein, den schwerlich genuin-zisterziensischen Formenapparat der Michaelskapelle verstärkt mit Rheinischem in Verbindung zu bringen“. Hinzuzufügen wäre, daß dann auch die — übrigens schon von H. Giesau angedeutete — Möglichkeit nordfranzösischer Einflüsse erneut und eingehender in Erwägung gezogen werden sollte.

Abschließend seien die wichtigsten Ergebnisse des ersten Tages des Kolloquiums noch einmal in Thesen zusammengefaßt:

1. Der Ekbert-Dom ist ein vollständiger Neubau, in dem (mit Ausnahme der beiden Krypten) keine Reste des Heinrichsdoms erhalten blieben.
2. Wann mit dem Dom-Neubau begonnen wurde, ist ungewiß. Sicher ist, daß der alte Dom auch nach dem Brand von 1185 weiter benutzt worden ist (Publikation der neuesten Grabungsbefunde in Vorbereitung). Baubefund und Stilvergleiche sprechen dafür, die Urkunden von 1225 (Geldzuwendung) und 1229 (Weihe des Marienaltars im Südquerhaus) im Lichte der Weihenachricht von 1237 zu sehen und daher auf den Ekbert-Dom zu beziehen. Der Beginn der Bauarbeiten dürfte somit in das zweite Jahrzehnt des 13. Jahrhunderts fallen.
3. Der Neubau begann im Osten und wurde dann zügig zu Ende geführt. Ob die Westtürme bei der Weihe von 1237 bereits vollendet waren, ist fraglich. Der Bauverlauf ist durch mehrere Planänderungen gekennzeichnet, die zum großen Teil im Zusammenhang mit der Einwölbung zu sehen sind. Schwer verständlich bleibt die widersprüchliche Konzeption in den westlichen Mittelschiffjochen.
4. Die Bauanalyse v. Winterfelds hat den Befund weitgehend klären können. Die relative Bauchronologie ist daher im wesentlichen gesichert.
5. Solange seine Ergebnisse nicht widerlegt sind, wird man daher auch die von ihm erneut (vgl. W. Noack 1930, 17 f.) vorgeschlagene Datierung des Fürstenportals in die Zeit um bzw. kurz nach 1225 anerkennen müssen.
6. Eine überzeugende architekturgeschichtliche Einordnung des Bamberger Doms steht noch aus. Das Verhältnis Bamberg—Ebrach kann z. B. erst dann sicher beurteilt werden, wenn eine über W. Wiemer hinausgehende Monographie der Ebracher Abteikirche, resp. der Michaelskapelle vorliegt.
7. Das Problem der frühesten Gotikrezeption in Deutschland ist von Grund auf neu zu erarbeiten.

Jochen Zink

(Der Bericht wird im Dezemberheft fortgesetzt)